

■ INGE MARSZOLEK

»Ich möchte Dich zu gern mal in Uniform sehen«

Geschlechterkonstruktionen in Feldpostbriefen

Kurz nach Kriegsbeginn erschien erstmalig eine kurze Anzeige in den Zeitungen des Dritten Reiches. Zu sehen waren zwei Frauen: Die eine dunkelhaarig, mit herabgezogenen Mundwinkeln, leicht mürrisch an einem Stift kauend, die andere blond, lächelnd, einen Brief schreibend:



Schreibt Lise einen Feldpostbrief dann ist der Inhalt positiv. voll Liebe und Vertrauen. Ein Brief aus Mieses Horizont kann dem Soldaten an der Front die Stimmung nur versauern!

41

Die Anzeige dokumentiert die Rolle, die das NS-Regime den Frauen an der Heimatfront zuwies: Ihre Aufgabe war es, die Soldaten seelisch zu stützen und sie aufzuheitern. Deshalb sollten die Frauen ihre Männer und Söhne nicht mit eigenen Sorgen konfrontieren. Der Versuch des Regimes, die Briefe der Frauen daheim zu beeinflussen, – die obige Anzeige ist nur ein Beispiel unter vielen – resultiert aus den Erfahrungen des Ersten Weltkriegs.² Es ging darum, Heimat und Front zusammenzuschmieden. Das konnte nur gelingen, wenn die Frauen in den »Kriegsdienst« eingebunden wurden. Wie häufig ging das Regime mehrgleisig vor: Ein ganzes Bündel familienpolitischer Maßnahmen³ diente der ökonomischen und sozialen Absicherung der Frauen. Gleichzeitig drohte Bestrafung und Terror bei abweichendem Verhalten. Ein Problem barg staatliches Eingreifen bei ehelicher Untreue, da die Männer dies weitgehend als ihre Privatsache ansahen, und es nicht wünschenswert sein konnte, wenn die Soldaten durch die Behörden von der Untreue ihrer Frauen erfuhren.⁴ Propagandistische Kampagnen und Inszenierungen begleiteten und unterstützten die familienpolitischen Regelungsversuche des Regimes.

In keiner Phase des Krieges distanzierte sich die Mehrheit der Deutschen, – we-

- 1 Abgedruckt in: Sigrid und Wolfgang Jacobeit, *Illustrierte Alltags- und Sozialgeschichte*, Münster 1995, S. 147.
- 2 Allerdings unternahmen alle kriegführenden Länder ähnliche Versuche, vgl. u.a. Margaret Jolly, *Briefe, Moral und Geschlecht. Britisch und amerikanische Analysen von Briefen aus dem Zweiten Weltkrieg*, in: Detlef Vogel/Wolfram Wette (Hg.), *Andere Helme – Andere Menschen? Heimerfahrung und Frontalltag im Zweiten Weltkrieg. Ein internationaler Vergleich*, Essen 1995, S. 173-204.
- 3 Vgl. hierzu die grundlegende Studie von Birthe Kundrus, *Kriegerfrauen. Familienpolitik und Geschlechterverhältnisse im Ersten und Zweiten Weltkrieg*, Hamburg 1995, S. 245 ff.
- 4 Ebda, S. 369 ff.

der die Soldaten an der Front noch die Männer und Frauen zu Hause vom NS-Regime oder stellten es in Frage. Selbst nach der verheerenden Niederlage von Stalin grad zeichnete sich für die Mehrheit der Deutschen offenbar keine Alternative zum Krieg ab. Auch wenn von Kriegsbegeisterung keine Rede sein konnte, ging das Kalkül Hitlers, Heimat und Front durch Sicherung der Versorgung und Propaganda zusammenzuschweißen, auf. Historiographisch können wir uns den Faktoren, die für die Stärkung des Durchhaltewillens ursächlich waren, nur annähern. Zu suchen sind die Versatzstücke der nationalsozialistischen Sinnstiftungen des Krieges, die sich Frauen und Männern aneigneten und die sie in ihre »Über«-Lebensstrategien einschrieben. Aus den Feldpostbriefen lassen sich subjektive Wahrnehmungen herauskristallisieren: Für die Innensicht des Krieges stellen sie eine unverzichtbare Quelle dar.⁵

42

Das, was in den Briefen steht, ist nicht das Erlebte, sondern das bereits zur Erfahrung geronnene. Im Vollzug des Schreibens, gepreßt in den Rahmen der Schreibkonvention und den Erfordernissen der Kommunikation im Krieg, ordnet der Briefeschreiber oder die -schreiberin ihre Erlebnisse und Emotionen in kollektive Deutungsmuster, Sinnstiftungen und andere Erfahrungen ein. In der Extremsituation, wo jeder Brief zugleich der Abschiedsbrief sein konnte, wurden Gefühle wie Angst und Schrecken nur als Kondensat oder in ritualisierten Wendungen geäußert. Nicht wenige schrieben gegen die Angst an: Angst, der Krieg sei verloren, Angst vor der möglichen Bestrafung durch den Sieger, Angst vor Verlust durch Tod oder Verwundung des Mannes oder durch Untreue der Frau (Angst vor Untreue des Mannes wurde seitens der Frauen offenbar sehr selten geäußert), Angst, das Briefeschreiben als einzige Verbindung über Monate und Jahre könnte abreißen. Die Sehnsucht nach einem Leben jenseits des Krieges drückte sich in der Imagination von »Normalität«, die in Widerspruch zu real veränderten Lebensverhältnissen stand, aus. Blieben die Briefe aus, z.B. weil die Feldpost nicht funktionierte, führte das zu tiefer Beunruhigung auf beiden Seiten. Die Briefe waren darüber hinaus Gegenstand von Kommunikation an der Front wie zu Hause. Informationen über die Situation im Krieg wie zu Hause wurden jeweils ausgetauscht, wobei es in der Regel ein weiblich und ein männlich dominiertes Kommunikationsnetz gab. Natürlich wurde auch »zwischen den Zeilen« gelesen, obwohl die Zensur wohl, je länger der Krieg dauerte, keine große Wirkung mehr zeigte.⁶

Feldpostbriefe wurden von Männern wie von Frauen geschrieben, aber von unterschiedlichen Orten und scheinbar aus unterschiedlichen Welten. Doch sind die Briefe der Frauen in der Regel nicht erhalten.⁷ Wohl nur wenige Männer haben sie an der Front aufbewahrt, sie im Tornister mitgenommen, bzw. sie wieder nach Hause

5 Vgl. hierzu Klaus Latzel, *Deutsche Soldaten – nationalsozialistischer Krieg? Kriegserlebnis – Kriegserfahrung 1939 – 1945*, Paderborn 1998, S. 13 ff. Allerdings nehmen in seiner umfassenden Studie Geschlechterkonstruktionen nur einen knappen Raum ein. Briefe von Frauen wurden von ihm überhaupt nicht berücksichtigt. Siehe auch den Beitrag Latzels in diesem Heft.

6 Ebda, S. 25 ff. Latzel betont, daß sichere Aussagen über die Wirksamkeit der Zensur nicht möglich sind, schätzt diese jedoch insgesamt eher gering ein. Die Aussagekraft der Briefe hinsichtlich der Ausbreitung der NS-Ideologie in den Köpfen der Soldaten und der Frauen ist von der Zensur ohnehin kaum betroffen, denn diesbezügliche Aussagen mußten von den BriefeschreiberInnen nicht gemacht werden.

7 Latzel bezieht sich nur auf die Briefe der Soldaten, ähnlich auch Martin Humburg, *Das Gesicht des Krieges. Feldpostbriefe von Wehrmachtssoldaten aus der Sowjetunion 1941-1944*, Wiesbaden 1998.

geschickt. Die Briefe der Männer blieben in den Schürzentaschen der Frauen über viele Tage oder Wochen, bis neue kamen. Sie hüteten sie wie Schätze, ordneten sie jahrgangsweise und schnürten bunte Bänder darum, um sie schließlich in Schuhkartons u.ä. aufzubewahren. Nach dem Tod des Sohnes oder Ehemannes kamen diese Briefe in der Nachkriegszeit oft auf den Dachboden oder in den Keller. Es war, als wären sie für die Kinder mit einem bösen Zauber belegt.

Die Beschäftigung mit den Feldpostbriefen, insbesondere mit solchen, die noch nicht archiviert wurden, erscheint wie der Blick durchs Schlüsselloch: Die Historikerin dringt in einen privaten Raum ein, sie liest über Gedanken und Gefühle, die zwischen zwei Menschen kommuniziert werden. Ihr öffnen sich geheime Winkel von Personen, die sie in der Regel nicht kennt, und die meist nicht mehr leben. Deshalb »reinen« Angehörige manchmal die Konvolute vorher von Stellen, die besonders persönlich erscheinen. Die beiden Briefkonvolute, auf denen dieser Aufsatz basiert, stammen aus einem Bestand, der aufgrund einer Anzeige in den Bremer Tageszeitungen einem studentischen Projekt an der Universität Bremen zur Verfügung gestellt wurde. Manchmal war die Anzeige auch Anlaß, die Briefe zum ersten Mal zu lesen – und sie dann zu behalten.⁸

Aufgrund der unter geschlechtsspezifischen Aspekten äußerst disparaten Quellenlage lassen sich nur sehr vorsichtige Aussagen anhand der Konvolute von Briefen machen, bei denen beide Seiten erhalten sind. Zu selten sind die Frauenstimmen.⁹ Eine Kontextualisierung kann jedoch unser Wissen über Deutungsmuster, Handlungsspielräume und Erfahrungen von Frauen und Männern erheblich erweitern. Insofern stellen die Briefe auch eine wichtige Quelle für die Geschlechtergeschichte im Nationalsozialismus dar. Die Einfallstore der rassistisch-völkischen Ideologie können mit ihrer Hilfe geschlechtsspezifisch differenziert werden.¹⁰ Feldpostbriefe verdeutlichen, daß die Arbeitsteiligkeit, die Grundprinzip nationalsozialistischer Herrschaftspraxis war, bis in die Geschlechterbeziehungen hineinreichte und sie definierte. Während der Mann an der Front kämpfte, waren Frauen in vielfältiger Weise beteiligt, den Krieg in der Heimat zu führen. Dabei geht es nicht nur um die Unterstützung der

-
- 8 Im folgenden beziehe ich mich auf zwei Konvolute höchst unterschiedlicher Art und Volumens. Der erste, sehr umfangreiche Bestand (8 Aktenordner) enthält die Briefe eines jungen Paares, das sich mehrmals in der Woche schreibt. Der zweite, sehr viel kleinere Bestand (1 Aktenordner) enthält Briefe von sechs Frauen, im Alter von 16-20 Jahren an einen jungen Mann. Allerdings fehlen auch hier in der Regel die Frauenbriefe. Ich danke allen denjenigen, die uns die Briefe gegeben und in Gesprächen sich der Erinnerungsarbeit unterzogen haben. Ich danke weiter den Studentinnen und Studenten, besonders Hanno Balz, Sabine Brandt und Martin Dittler für viele Anregungen und Interpretationen. Wiebke Davids versucht, Ordnung in die Briefe zu bringen und wird eine kommentierte Materialsammlung für Bremer Schulen erstellen. Ihr und Almuth Roelfs danke ich für Zuarbeit und Ideen.
- 9 Der publizierte Briefwechsel des Ehepaares Neuhaus aus Münster stellt eine Ausnahme dar: Karl Reddemann (Bearb.), *Zwischen Front und Heimat. Der Briefwechsel des münsterischen Ehepaares Agnes und Albert Neuhaus 1940-1944*, Münster 1996.
- 10 Als eine der ersten hat Christina Thürmer-Rohr das anhand der Briefe ihres Vaters thematisiert: Dies., *Vagabundinnen. Feministische Essays*, 4. Aufl. 1988, S. 57-75. Vgl. auch Susanne zur Nieden, »ach, ich möchte (...) eine tapferere deutsche Frau werden«. *Tagebücher als Quelle zur Erforschung des Nationalsozialismus*, in: *Alltagskultur, Subjektivität und Geschichte*, hrsg. v. der Berliner Geschichtswerkstatt, Münster 1994, S. 174-186. Zum Stand der Geschlechtergeschichte im Nationalsozialismus vgl. die Einleitung in: Kirsten Heinsohn, Barbara Vogel, Ulrike Weckel (Hg.), *Zwischen Karriere und Verfolgung. Handlungsräume von Frauen im nationalsozialistischen Deutschland*, Frankfurt/M. 1997, S. 7-23; Ingrid Hammer/Susanne zur Nieden (Hg.), *Sehr selten habe ich geweint. Briefe und Tagebücher aus dem Zweiten Weltkrieg von Menschen aus Berlin*, Zürich 1992.

Männer: Frauen waren Mitwisserrinnen der Verbrechen, die an der Front geschahen, sie teilten und stützten die rassistischen Feindbilder, und sie denunzierten. Frauen sahen die »Ostarbeiter« in den Städten, sie arbeiteten in der Wehrmacht oder der Rüstungsindustrie, und sie waren Zeuginnen der Deportationen. Zugleich zimmerten sie nahezu besessen an ihrer heilen Welt, an dem Projekt des Privaten und der Fiktion seiner »Normalität«. Das Wissen um die eigene Partizipation an der Herrschaftspraxis des Regimes ließ Frauen offenbar – und das galt ebenso für die Männer noch vor 1945 – zu aktiven KomplizInnen eines Schweigekomplots werden.¹¹

Darüber hinaus ist zu fragen, welche Wirkungen die Reproduktion von Geschlechterkonnotationen, die dem männlichen Krieger die schwache, vor dem Feind zu schützende Frau zu Seite stellte, für die Reformulierung des Geschlechterverhältnisses in der Nachkriegszeit hatte. Stand die Nationalisierung der Familie als Keimzelle der Staatsbürgergesellschaft der Adenauer-Ära in direkter Kontinuität zur Volksfamilie als Fundament der NS-Kriegsgemeinschaft? Die in den Briefen artikulierten Zukunftsvorstellungen, die fast ausschließlich um ein idealisiertes Eheleben kreisen, scheinen darauf hinzuweisen. Die »Schweigegemeinschaft«, die in erster Linie zwischen den Geschlechtern funktionierte – Männer redeten untereinander beim Bier sehr wohl über ihre »Landererfahrungen«¹² – stützte offenbar die von Männern und Frauen gleichermaßen konstruierten Geschlechterrollen, die für die Familien der Nachkriegsgesellschaft prägend waren. Außerdem ist, das zeigen die hier ausgewählten Briefkonvolute deutlich, nach generationsspezifischen Erfahrungen zu differenzieren. Die Angehörigen der sog. Flakhelfergeneration, die bei Kriegsende zwischen fünfzehn und zwanzig Jahre alt waren, hatten die letzten Kriegsjahre bereits ohne große Illusionen erlebt. Sie waren, Jungen wie Mädchen, Frauen wie Männer, mit den modernen Inszenierungen der *Volksgemeinschaft* groß geworden, in denen die rassistische Seite des Regimes partiell ausgeblendet war. In der Regel wußten sie tatsächlich nicht aus eigener Anschauung um die Verbrechen, zumal die Ausgrenzung der Juden aus der Öffentlichkeit bereits weitgehend vollzogen worden war, als sie in der Lage waren, politisch zu denken.

Für meine Fragestellung muß daher stärker als bisher die Heterogenität von Erinnerung und sozialem Gedächtnis betont sowie nach Geschlecht und Generation differenziert werden. Dabei geben Briefe als gedeutetes Erleben nur über die Innenseite der *Volksgemeinschaft* Auskunft, die allerdings einen wesentlichen Kern des Gedächtnisses der Nachkriegsgesellschaft darstellt.

Briefe als »Gesprächsmedien« (Latzel) können so Zeugnis geben über unterschiedliche Deutungsmuster und Nähe oder Distanz zum Nationalsozialismus. Sie bergen Versatzstücke der Faszination des Terrors, des »eisernen Bandes« der diktatorischen Gesellschaft, wie Hannah Arendt es nennt¹³ – die Stimmen der Ausgegrenzten, der Opfer der nationalsozialistischen Verbrechen bleiben in ihnen stumm.

11 Gaby Zipfel, *Wie führen Frauen Krieg?*; in: Hannes Heer/Klaus Naumann (Hg.), *Vernichtungskrieg. Verbrechen der Wehrmacht 1941 bis 1944*, Hamburg 1995, S. 460-474.

12 Das bestätigt auch der Sohn des Briefeschreibers, dessen Briefe hier analysiert werden. Über den Krieg redete der Vater am Sonntag mit seinen »Kameraden« in der Wohnstube, die dann voller Zigarrenrauch war.

13 Hannah Arendt, *Elemente und Ursprünge totaler Herrschaft*, Frankfurt/M. 1955 (Erstdruck in den USA 1953).

Der Briefwechsel Toni und Renate

Renate arbeitete zunächst bei Singer in Fürth als Nähmaschinenverkäuferin. Ab 1941 war sie im Versorgungsamt der Stadt Fürth angestellt. Sie lernte Anton offenbar in einer Jugend- und Wandergruppe kennen. Am 13. März 1941 heiratete sie ihn, lebte aber zunächst weiter bei ihrer Mutter. Erst Ende 1941 zog sie dort aus. 1943 kam ihr Sohn Egbert zur Welt, 1945 wurde ihr zweiter Sohn, Siegmund, geboren.

Anton, geboren 1915 in Straubing, leistete nach dem Besuch einer Mittelschule und einer kaufmännischen Fachschule von 1936 – 37 seinen Wehrdienst und 1938 den Arbeitsdienst bei der DAF. 1939 war er circa ein Jahr in Fürth. 1940 wurde er eingezogen, kam nach Polen und ab 1942 nach Rußland. Als Panzerjäger war er im Mittelabschnitt der Front eingesetzt. 1943 und 1944 verwaltete er einen Gutshof hinter der Front, war also selten direkt an Kämpfen beteiligt. Zugleich nahm er 1944 noch an einem Offizierslehrgang teil und wurde zum Oberfähnrich und Leutnant befördert. Im Januar 1945 erlitt er auf dem Rückzug in Ostpreußen eine Verwundung und kehrte nach langem Lazarettaufenthalt nach Fürth zurück.

Ab 1938 schrieben sich Peter und Toni mit einigen Unterbrechungen regelmäßig bis zu drei Briefe wöchentlich. Ihre Briefe sind fast alle erhalten, da er sie sammelte und zurückschickte. Seine Briefe sind ab Januar 1942 vorhanden. Trotz regelmäßiger Urlaube lebten sie ihre Beziehung vor allem in den Briefen, eine Situation, die sie damals mit vielen Paaren teilten.

45

Renate und Peter – Ehefrau und Kamerad

Renate hatte offenbar in der Jugendgruppe, in der sie Toni kennen- und liebgelernt hatte, den Namen Peter bekommen und angenommen. Der männliche Name scheint, das wird in den Briefen deutlich, eine Art Auszeichnung gewesen zu sein: Kameradschaft war ein hegemoniales Modell der Jugendbewegung der Weimarer Republik. Die Umbenennung in »Peter« bedeutete, daß die männlich dominierte Wandergruppe sie als »Kameraden« akzeptierte. Nur in der imaginierten Umwandlung von Renate zu Peter, von der Frau zum Mann, konnten die Männer sie als ihresgleichen akzeptieren. Mit dem Namen war für Renate zugleich ein Ideal verbunden: ein Kamerad hatte froh, hoffnungsvoll und tapfer zu sein. Toni liebte eben diese Kameradin. Renate spaltete sich auf: Als Braut und Ehefrau durfte sie gelegentlich auch schwach sein, sie konnte für ihren Mann sorgen und sich von ihm trösten lassen. So schrieb sie nach einem Urlaub:

»Lieber Toni, es war ja so schön und das ist uns nun ein Trost. Ich durfte immer so schön für dich sorgen und dir Freude machen. Das ist das schönste für eine Frau«. (17.11.41)

Doch der Krieg forderte zunehmend ihre Rolle als Peter:

»Ich bin aber jetzt schon wieder viel froher und es wird schon wieder gut. Wenn du wieder einmal kommst, dann bin ich schon wieder dein alter Peter ...«¹⁴

Ein wichtiges Fundament der NS-Volksgemeinschaft war die Kameradschaft. Das aus der Schützengrabenkameradschaft des Ersten Weltkrieges beruhende Kamerad-

14 Brief Peter an Toni v. 15.1.1942, S. 3.

schaftsprojekt, wie es sich im Umfeld der »Konservativen Revolution« ausgeprägt hatte, wurde in der nationalsozialistischen Ideologie neu konturiert und erweitert. Dabei wurde die geschlechterspezifische Zielrichtung, nämlich die Restauration des Geschlechterverhältnisses durch weitgehenden Ausschluß von Frauen, entscheidend verändert, wenn auch nicht aufgegeben. Zum einen wurde die Kameradschaft zur Gefolgschaft umgewandelt, d.h. eine starke Hierarchisierung des Modells vollzogen. Zum anderen aber konzidierte man, da die Frauen in der *Volksgemeinschaft* benötigt wurden, den Frauen als Kameradinnen den Eintritt in die öffentliche Sphäre. Dabei waren sie zwar dem Mann zur Seite gestellt, aber ihm als Führer und Kamerad zugleich untergeordnet. Gleichzeitig wurde die Kameradschaft ins Martialische gesteigert: die Stahlnaturen Ernst Jüngers wurden zum Männlichkeitsideal der NS-Volksgemeinschaft. Die Frau als Kameradin an der Seite des Mannes bedeutete so auch eine wichtige Erweiterung des NS-Frauenbildes. Frauen waren nicht gleichberechtigte Kameraden der Männer, aber ihr Wesen erfüllte sich in der Opferbereitschaft. Sie opferten sich für die Männer und die Kinder – während die Männer ihr Leben für »das Ganze« hingaben. Für die *Volksgemeinschaft* waren weibliche wie männliche Opferbereitschaft gleichermaßen notwendig. Die reine Männerkameradschaft fand im soldatischen Kampf, d.h. im Opfer des eigenen Lebens ihren Ausdruck. Für die Frau als Kameradin existierten vielfältige Opferungsangebote. Opfer wurden je nach Geschlecht, in unterschiedlichen Räumen, aber durchaus mit gleicher Wertigkeit gebracht. So existierten nebeneinander das martialisch harte Modell von Kameradschaft, das Frauen ausschloß, und das der Geschlechterkameradschaft, das an den »weichen« Strang der Kameradschaftstraditionen zwischen Freundschaft und Lagerromantik aus der Jugendbewegung anknüpfte. Zwar war in der völkischen Ideologie das harte Bild der Kameradschaft dominant, – es wurde durch die Stilisierung des Opfertodes noch überhöht –, doch entfaltete das »weiche« Modell Wirkungs- und Integrationskraft für Männer wie Frauen gerade im Krieg.¹⁵

Für Renate aber auch für Anton bot das Bild der »weichen« Kameradschaft eine Orientierung. Für Anton war es an der Front ein wichtiger Halt. Immer wieder beschrieb er Situationen, wenn der eigentliche Kampf vorbei war, er am Ofen saß, mit seinen Kameraden Essen zubereitete, und sie sich von den Kämpfen erholten. Nach seinen Urlauben drängte es ihn, zu seinem »alten Haufen« zurückzukehren. Während des Offizierslehrgangs war er unglücklich, da seine Kameraden ihm fehlten.

Als Peter konnte Renate teilhaben an der männlichen Opferbereitschaft, als Renate durfte sie gelegentlich »schwach« sein. Peter, der Gruppenname, wurde im Krieg zunehmend auf ihren Verlobten und späteren Mann bezogen. Er war bald der einzige, der sie noch Peter nannte – und beide hielten an dem Namen fest, obwohl die imaginierten Rollen, die mit Peter verbunden werden, verschwanden.¹⁶

Zugleich eröffnete das Kameradschaftskonstrukt eine emanzipatorische Dimension. Die Kameradin als Frau des Mannes war dem Mann nicht ebenbürtig, doch eben-

15 Thomas Kühne, Kameradschaft – »das Beste im Leben des Mannes«. Die deutschen Soldaten des Zweiten Weltkriegs in erfahrungs- und geschlechtergeschichtlicher Perspektive, in: *Geschichte und Gesellschaft* 22 (1996), S. 504-529.

16 Auffallend ist, wie sehr Renate, obwohl die alten Gruppenzusammenhänge durch den Krieg zerstört sind, versucht am Gewohntnen festzuhalten. Eine wichtige Kommunikation zwischen beiden stellen Beschreibungen von Naturerlebnissen dar, wobei deutlich wird, daß diese in den Briefen als Projektionsfläche von Gefühlen dienten. Hier bewegten sich beide in der schriftlichen Kommunikation auf »sicherem Terrain«.

würdig. Innerhalb dieses hierarchischen Konstruktes ergaben sich »Frei-Räume« für Frauen, die besonders in Kriegszeiten zu nutzen waren und zugleich dem Regime die Möglichkeit eröffneten, – entgegen dem dominanten Frauenbild, das die Frau als Mutter auf die häusliche Sphäre zu beschränken versuchte – Frauen als Erwerbstätige und in Kriegszeiten auch direkt in den Kriegsdienst einzubinden: Der Krieg verlangte nun von allen Frauen, »Peter« zu sein. Obwohl Frauenfreundschaften im Laufe des Krieges immer wichtiger wurden, beschrieb Renate sie nicht als Kameradschaft. Sie wurden eher pragmatisch definiert, entzogen sich einer überhöhenden Aufladung.

Krieg und Ehe ermöglichten Renate die Eroberung von weiteren Räumen. Ein wichtiger Schritt war ihr Auszug aus der Wohnung, die sie bisher mit der Mutter und der Schwester geteilt hatte. Nicht nur, weil sie sich hierdurch von der Mutter, die ihr offenbar dauernd versuchte in ihr Leben hineinzureden, löste; sie mietete auch allein ein Zimmer und richtete es nach ihren Wünschen ein. Dieser Schritt stand im Gegensatz zur nationalsozialistischen Politik. Hiernach bekamen kriegsgetraute Ehefrauen, die erwerbstätig waren, nur einen reduzierten Unterhaltssatz aus der Familienunterhaltskasse. Damit sollte verhindert werden, daß Frauen den elterlichen Haushalt verließen.¹⁷ Gleichzeitig wechselte Renate die Stellung und freute sich, entsprechend ihrer Fähigkeiten eine Arbeit zu haben und für sie entlohnt zu werden. Sie war nunmehr beim Versorgungsamt tätig, entwickelte viele Fähigkeiten im »Organisieren«, hatte zahlreiche Kontakte zu anderen Frauen. Sie verwaltete sein und ihr Geld. In den Briefen war sie einerseits stolz ob ihrer Selbständigkeit, andererseits versicherte sie ihm immer wieder, daß sie diese nur allzu gern wieder abgeben werde, wenn sie wieder vereint seien. So beruhigte sie ihn mit den Worten, »dann folge ich Dir wieder«. (6.8.40)

Renate lebte ihre Selbständigkeit, machte sie jedoch nicht zum Leitbild ihres Lebens.¹⁸ Deutlich wird das in ihrer Einstellung zur Mutterschaft. Während sie unmittelbar nach ihrer Hochzeit befürchtete schwanger zu sein und sehr froh war, daß sich dies nicht bewahrheitete, schrieb sie ihm ein Jahr später, im November 1942, daß sie doch auch ein »Mütterlein« sei, denn sie wolle immer »für ihn sorgen«. (8.11.42) Wiederum ein Jahr später wurde ihr Sohn geboren. Renate gab sofort ihre Arbeit auf: Ihr Leben drehte sich nur noch um das »Kindchen«. »ich muß Dir sagen, daß es doch viel schöner ist, daß ich das Kindchen habe, ich bin nicht alleine und sogar von dir ist es ein Stück, ich bin recht dankbar, daß es so ist.« (3.12.43)

Renate versuchte, ihre Zunahme an Selbständigkeit als vorübergehende zu deklarieren, als eine Ausnahme, bedingt durch den Krieg, der hoffentlich bald vorbei sei. Sie akzeptierte damit hegemoniale Zuschreibungen von Weiblichkeit. Die durch den Nationalsozialismus erfolgte Erhöhung des Mutterideals hatte eine derartige Sogwirkung, daß sie meinte betonen zu müssen, daß auch sie, aufgrund ihrer Sorge für den Mann, Mutter sei – und mit der Geburt ihres Sohnes war ihr Leben im Einklang sowohl mit ihrem Selbstbild als auch mit dem nationalsozialistischen Ideal. Der Krieg war »Vater von Emanzipation«, zugleich aber blieben für Frauen die Rückzugsmöglichkeiten in die als »Normalität« projektierten weiblichen Räume höchst attraktiv.¹⁹

17 Kundrus, Kriegerfrauen, S. 251ff.

18 Knoch spricht von einer äußerlich aufgezwungenen Emanzipation, die mit dem Selbstbild nicht übereinstimme. Knoch, Kriegsalltag S. 229.

19 Briefe amerikanischer Frauen an ihre Männer im Krieg zeigten hingegen ein anderes Selbstbe-

Beziehung als Konstante in wechselhaften Zeiten

Beide, Renate wie Toni, kommunizierten über ihre Liebe unter Vorbehalt: Das Sprechen über die Leiden in Kriegszeiten, Klagen über Entbehrungen und Strapazen durften in den Briefen kaum Raum einnehmen. Für Renate galt, daß sie frohe Briefe schreiben wollte und sollte, er solche ohne Klagen und voller Vernunft. Beide begründeten diese selbstgesetzte Beschränkung mit den Opfern, die man eben im Krieg bringen müsse. Erst wenn der Krieg vorbei sei, könne man »freie und frohe Menschen sein«, bis dahin, so Renate, müsse man sich in das Schicksal fügen. Die NS-Opfergemeinschaft im Krieg wurde von beiden schicksalhaft empfunden, die man akzeptieren mußte. Das unbedingte Vertrauen zum Führer war ihr gemeinsames Fundament:

48 »Mein lieber Toni! Ich bin so froh, daß ich von dir doch so vernünftige Briefe bekomme, ich weiß natürlich, daß es dort nicht schön ist und es dir sicher oft schwer ist, aber ich tue hier alles, was mir möglich ist, damit du froh sein kannst. Und das Ende wünschen wir uns alle von ganzem Herzen, aber das können wir nicht bestimmen. Aber es kommt ja auch und dann wollen wir froh sein, diese große und schwere Verantwortung nicht tragen zu müssen und wollen wir stolz sein, daß wir uns auf unseren Führer ganz und gar verlassen können.«²⁰

Beide versuchten, trotz der Entfernung die Beziehung nach den hegemonialen Mustern zu gestalten. Sie übernahm die Rolle der Versorgerin: »ich habe nach so vielem Sehnsucht, wenn ich Dir etwas gutes zu essen geben könnte und unsere Töpfchen und alle lieben Sachen um uns wären ...« (22.11.1941) Sie war sich durchaus bewußt, daß er gefährdeter war als sie, doch bewertete sie das vom weiblichen Standpunkt als angemessen: »Ich weiß schon, daß du es schwerer hast und mehr ertragen mußt, aber schau, das muß so sein, dafür bist du doch der Mann und das war schon immer so.« (13.6.40)

Toni war derjenige, der ihr in beruflichen wie in privaten Dingen Ratschläge gab. Obwohl er weit weg war und lange Zeit nicht an ihrem alltäglichen Leben teilnahm, fragte sie ihn, wie sie sich in den Konflikten mit ihrer Mutter verhalten solle. Er reklamierte für sich, daß sie der tapfere Peter sei: »Ich kann mich doch auf meine tapfere Frau verlassen.« (4.1.1942) Zugleich organisierte er Dinge, um ihr den Alltag zu erleichtern, von Möbeln bis zu einem Radiogerät.

Auch für ihn war der Krieg Schicksal: »wir können ja nur unsere Pflicht tun, dann wird uns das Schicksal oder Gott auch helfen.« (1.3.43)

Beide hofften, später für ihre Entbehrungen durch die Beziehung entlohnt zu werden »Für Deine große Mühen will ich Dich später schon entlohnen und auch jetzt gerne Opfer bringen, ich werde es Dir einmal recht schön machen.« (20.5.42) Die Beschwörung der gemeinsamen Zukunft als Kompensation für die durch den Krieg erlittene Trennung und Entbehrungen findet sich in nahezu jedem Brief.

wußtsein der Frauen: Sie bersten vor Stolz auf ihre Berufstätigkeit »You are now the husband of a career woman«, oder »You had better be careful how you talk to me 'cause I have developed a big muscle in my right arm and a good strong in my left arm, so take it easy, kid.« Zit. nach: Judy Barret Litoff/David C. Smith, *Since You went away. World War II Letters from American Women on the Home Front*, New York, Oxford 1991, S. 147. Auffällig ist hier auch bei dem letzten Zitat die Referenz an eine veränderte Körperlichkeit, die die Frauen den Männern ebenbürtig macht. Diesen Hinweis verdanke ich Birgit Herbers.

20 Brief Peter an Toni v. 2.4.1940.

Allerdings veränderten sich die Bilder für die Zukunft: Malten sich zu Anfang beide noch aus, wie sie in einem Haus auf dem Land leben, mit einem Bach, der durch das Grundstück fließt, so scheint der Krieg die Fähigkeit zu träumen zerstört zu haben. Später, als Renate bei ihrer Mutter ausgezogen war, richtete sich ihr ganzes Trachten auf die Einrichtung der Wohnung.

»Das ist doch fein, denke nur wenn du im Urlaub mit mir um diesen Tisch sitzen kannst, lieber Toni. Ich freue mich so sehr über diese Dinge... Vielleicht darfst du zum Frühjahr kommen, dann ist alles schon fertig und dann habe ich es doch wieder so schön und ich will deshalb alles gerne tun.« (10.1.42) Sie stürzte sich mit viel Energie in die Einrichtung des eigenen Zimmers als Nestbau, für die Zeit des Zusammenseins. Ihre Freude, nicht mehr bei der Mutter zu leben, etwas »Eigenes« zu haben, wurde von den Wünschen auf die gemeinsame Zukunft nahezu erstickt. Die Vorstellungen kondensierten gegen Kriegsende dann zur schlichten Hoffnung, überhaupt ein gemeinsames Leben zu haben.

Die Beziehung wurde nur im Schreiben lebbar. Er ermahnte sie, alle Briefe gut aufzuheben, um so eine Art Tagebuch zu haben. Das Schreiben selber war eine Form des Kontaktes, oft die einzige über Monate, »und doch ist der Brief jetzt das einzige und wichtigste und kann uns über vieles hinweghelfen.« (13.6.40)

Ängste vor Untreue oder generell Zweifel an der Lebbarkeit der Beziehung klammerten sie aus. Anton äußerte sich allenfalls in Halbsätzen, etwa in Berichten über die Untreue anderer Frauen oder wenn seine Kameraden nicht regelmäßig Post erhielten: »Aber ich bin Dir ja so dankbar dafür, daß Du mir so fleißig schreibst, jeder neue Brief bedeutet eine Freude für mich. Manche von den Kameraden haben oft Ärger mit ihren Frauen, manchmal 8 Tage oder länger von einem Brief bis zum nächsten warten...«, (16.12.43) oder nach einem Urlaub, wenn er von seiner Dankbarkeit über die schöne gemeinsame Zeit schreibt und hinzufügt: »Es hätte ja auch anders sein können.« (1.3.43)

Renate, Toni und die Volksfamilie

»Und wenn ich weiß, daß ich für die Heimat hier sein muß, dann denke ich an Dich, denn Du bist doch meine Heimat. Jeder Soldat wird so denken und die Heimat jedes einzelnen zusammengenommen ist das die Große Heimat, unser Land«. (30.5.42)

Toni personifizierte Heimat mit seiner Frau und verallgemeinerte: Heimat sei seine Ehefrau und alle anderen Frauen der Kameraden. Eine Ehefrau und damit auch die Heimat müsse gegen die Feinde von außen geschützt werden. Ein Mann, entsprechend dem dominanten Männlichkeitskonstrukt, schütze seine Frau durch heldenhaften Kampf im Krieg. Toni konstruierte in diesem Brief die *Volksgemeinschaft* als patriarchalische Volksfamilie, die es zu verteidigen galt.

Der Wandel der »Volksgemeinschaft« in die »Kriegs- und Opfergemeinschaft« beförderte die Abtrennung der rassistischen Fundamentierung des Krieges und seiner Ziele. In Folge dieses Prozesses wurde die »Bunkergemeinschaft« überhöht und nationalisiert und der Angriffskrieg, besonders nach dem Überfall auf die Sowjetunion, in einen »Abwehrkampf gegen die bolschewistischen Horden« umgedeutet. Der Kampf im Osten galt – so die Propaganda – nicht zuletzt der Rettung der Frauen und der Kinder gegen einen Feind, der längst entmenschlicht worden war. Die Frauen zu Hause wußten ob dieser Notwendigkeit – und zeugten Dankbarkeit.

Die Verbindung von Heimat und Kriegsfront wurde auch medial hergestellt. Eine der virtuellen Welten, in denen Frauen und Soldaten sich trafen, war das »Wunschkonzert für die Wehrmacht«, eine der beliebtesten Sendungen, die sich tief im kollektiven Gedächtnis eingebrannt haben, und die ständiger Gegenstand von Kommunikation in den Briefen war. Im gemeinsamen Hören dieser Sendung an unterschiedlichen Orten wurde die Trennung scheinbar aufgehoben.

So finden sich in den Briefen von Toni und Renate sehr häufig Referenzen auf das Wunschkonzert oder auch auf das Hören von Musik, in der Hoffnung, der oder die andere habe diese Sendung ebenfalls gehört: »Sicher warst du auch am Radio (gemeint ist das Wunschkonzert, I.M.) gesessen, es hat mir recht gut gefallen. Es ist eine wunderschöne Einrichtung, daß man von einer Stelle aus zu so vielen Menschen nach allen Himmelsrichtungen sprechen kann.« (Renate an Toni 1.12.40) Gerade das Wunschkonzert entsprach in seiner Mischung von Unterhaltungsmusik, der Präsentation von prominenten KünstlerInnen und der Inszenierung der Hilfsgemeinschaft dem Gebot der Heiterkeit, das Renate zu erfüllen hatte.

Die Radiosendung »Wunschkonzert« entwarf die »heitere« Seite der *Volksgemeinschaft*. Der Krieg gerierte zur männerbündlerischen Anekdote, etwa wenn, wie später auch im gleichnamigen Film präsentiert, Soldaten an der Front »gefundene« Schweine nach Hause transportieren oder wenn ein Soldat sich wünscht, das Glucksen zu hören, wenn der Moderator ein Bier trinkt. Im ersten Beispiel erscheinen die Soldaten tolpatschige gutmütige Männer, denen der Krieg ermöglicht, für die Lieben zu Hause zu sorgen, im zweiten Beispiel überwindet die Männerkamaraderie Raum, Zeit und gesellschaftliche Schranken. Frauen im Wunschkonzert kamen zu Wort als die Gebärerinnen der Kinder, deren Geburt durch den Äther den Soldaten verkündet wurden, sie waren Mütter und Großmütter, selbstlos und aufopferungsvoll und sie waren diejenigen, die – wie im Schlager Lili Marleen – auf den Helden warteten.²¹

Die Frauen, die zu Wort kamen in Gedichten und Geschichten, propagierten den Opferwillen der Männer: Der Tod von Mann oder Sohn blieb nicht individuell, sondern »er fiel für alle«. Die so konstruierte Volksfamilie bot Geborgenheit für Mann und Frau, in Kriegs- wie in Friedenszeiten.

War die Volksgemeinschaft als NS-Entwurf stets deutlich eingebunden in das rasenpolitische Konzept und damit nur auf der Basis der Ausgrenzung denkbar, so war ihre mediale Inszenierung zunehmend darauf ausgerichtet, die heitere Seite, die »Normalität« zu präsentieren. Diejenigen, die ausgegrenzt waren, kamen in den Inszenierungen einfach nicht vor – und konnten daher auch in der Wahrnehmung der ZeitgenossInnen ausgeblendet bleiben. Die Nationalisierung der Familie in Form der Volksfamilie akzentuierte diese Perspektiven. In der Kommunikation zwischen Heimat und Front dominierten die Deutungsmuster, in denen Opferbereitschaft von Männern und Frauen mit klar definierter Aufgabenbeschreibung verlangt wurden.

Die Geburt des Sohnes Egbert bot für Renate und Anton eine neue Dimension der Sinnstiftung: »Nun weiß ich doch, warum ich hier bin – damit Egbert das erspart bleibe«. (3.1.44); sie schrieb, daß ein Sieg notwendig sei, damit Egbert und sie selber vor den Bolschewisten geschützt seien. (13.4.44)

Die Geburt des Sohnes bedeutete nicht nur ein starkes Bindeglied in der Beziehung

21 Inge Marßolek, »Aus dem Volke, für das Volk«. Die Inszenierung der »Volksgemeinschaft« im und durch das Radio, in: Dies./Adelheid von Saldern (Hg), Radiozeiten. Herrschaft, Alltag, Gesellschaft (1924-1960), 1999 (i. E.), S. 123-138.

im Krieg – sie projizierte in das Baby den fernen Geliebten. Für ihn war der Sohn der Garant dafür, daß sie ihre Mutterrolle – auch ihm gegenüber – einnahm. Der Sohn schloß beide eng zusammen, stellte eine neue Brücke zwischen Front und Heimat her: »Mein lieber Peter, laß nur den Mut nicht sinken. Du warst bisher die ganze lange Zeit so tapfer und der liebe Gott wird Dir auch weiterhin die Kraft dazugeben. Gerade jetzt wo Du doch das Kindchen hast, mit dem Du so glücklich bist. Du bist doch mein Mütterlein.« (12.1.1944)

Das Private wurde in der patriarchalisch konstruierten Volksfamilie nationalisiert: Die Bekanntgabe der Geburten im »Wunschkonzert« war »nicht nur eine Mitteilung an die Väter im Felde« sondern ein »Familienergebnis des ganzen Volkes«. ²²

Schreiben und Schweigen über den Krieg

51

Briefe im Krieg sind immer auch mögliche Abschiedsbriefe: In jedem Brief schwingt die Angst vor dem Tode mit. Für den Soldaten ist es der eigene mögliche Tod, für die Frau zu Hause ist es der Tod des Mannes oder Sohnes. Zunehmend aber ist auch die Angst vor den Bombenangriffen präsent, allerdings scheint diese noch weniger kommunizierbar als der »Heldentod« an der Front. Im Vergleich zu anderen Briefeschreibern blieb in den Briefen von Toni und Peter das sicher extreme Redeverbot über Kriegserlebnisse und damit über den Tod bestehen. Selbst in den Wochen und Monaten, in denen Toni direkt an den Kämpfen beteiligt war, waren seine Schilderungen zurückhaltend und karg:

»Vom Krieg und von Rußland gibt es nicht viel Schönes zu erzählen – und wenn ich Dir alles schreiben wollte, könntest Du Dich an einem solchen Brief bestimmt nicht erfreuen.« (23.4.1942)

Es mag sein, daß die Tabuisierung des Schreckens zur Folge hatte, daß auch über die Gefühle geschwiegen wurde. Auffallend ist auch das Fehlen von Sexualität und Körperlichkeit in den Briefen. Dies scheint typisch für viele Paare zu sein, wenn es auch in Gegensatz zum Ersten Weltkrieg Briefe gibt, die sinnlich und drastisch zugleich sind. ²³ Allerdings, so ein erster Eindruck, waren es eher Briefeschreiber, die den Unterschichten entstammten und die aus der Schreibkonvention ausbrachen. ²⁴

Renate und Anton gestatteten sich allenfalls, ihren Sehnsüchten nach Sexualität symbolisch Ausdruck zu geben. Umarmungen, Küsse, die Hand halten, das waren häufige Andeutungen, hinter denen sie ihren Wunsch nach Körperlichkeit verbargen. »Lieber Toni, ich freue mich, daß du schon von mir geträumt hast.... Ich glaube das du oft daran denkst, jetzt um die Ecke zu laufen und ich möchte dich dann recht lieb umfassen.« (1.12.41) Besonders deutlich wird Renates Sprachlosigkeit, als sie zu Beginn des Krieges unmittelbar nach ihrer Heirat Angst hatte, schwanger zu sein: »Und mein liebster Toni, noch was muß ich dir sagen. Ich habe eine große Sorge. Genau wie Barb. Weißt du es vielleicht? Ich warte seit vorletztem Sonntag und es hat doch noch nie so lange gedauert.« (1.12.42)

22 Monika Pater, Rundfunkangebote, in: Inge Marßolek/Adelheid von Saldern (Hg), Zuhören und Gehörtwerden. Radio im Nationalsozialismus. Zwischen Lenkung und Ablenkung, Tübingen 1998, S. 235.

23 Vgl. den Beitrag von Ulrike Jureit in diesem Heft.

24 Peter Knoch, Kriegsalltag, in: Ders. (Hg), Kriegsalltag. Die Rekonstruktion des Kriegsalltags als Aufgabe der historischen Forschung und der Friedenserziehung, Stuttgart 1989, S. 222-251, hier S. 226.

Sein Körper wurde nur dann thematisiert, wenn ihm etwas fehlte – und dann war sie als Ehefrau gefordert, dem Abhilfe zu tun, etwa durch das Schicken von warmen Socken etc.

Es ist zu überlegen, ob jenseits von Sprachkonvention und auch einer zeitspezifischen Sprachlosigkeit zwischen Männern und Frauen über Schwangerschaft und Sexualität die Körper hinter den von Krieg und Nationalsozialismus abverlangten Härtung und Panzerung verschwinden.²⁵

52

Hinter der immer wiederkehrenden Chiffre vom Opfer und Schicksal verbarg sich die Angst, die nicht artikuliert werden konnte: Beide begriffen zunehmend die *Volksgemeinschaft* als eine *Opfergemeinschaft*, sie akzeptierten den Krieg zur Verteidigung dieser NS-Gemeinschaft. Der potentielle Tod von Anton erhielt so einen Sinn, er war verborgen im Schicksal, in der »Vorsehung«. Indem sie nicht über das Sterben schreiben, scheinen sie den Tod in einer Art Beschwörung zu verhindern. Sie klammerten sich beide an den Sieg – eine Niederlage der Wehrmacht war jenseits der Vorstellungskraft, vor allem des Vorstellungsgebotes. Das galt im besonderen für Renate. Tonis Briefe wurden vor allem nach Stalingrad resignierter und nüchterner. Doch auch er klammerte sich immer wieder an die »letzte entscheidende Schlacht« (1.7.43) Ebenfalls tauchten immer wieder Einsprengsel in seinen Briefen auf, in denen er über das Kampfgeschehen und das Leben an der Front berichtete. So finden sich immer wieder Bemerkungen, daß er mit Schnaps versuchte zu vergessen: »Es ist daher keine Seltenheit, daß ich etwas mehr als zuträglich getrunken habe. Unter den augenblicklichen Verhältnissen aber hat man ab und zu auch eine Aufmunterung nötig.« (3.1.44)

Doch war der Tod im Krieg viel zu präsent im Alltag – sowohl an der Front wie auch in der Heimat –, als daß er völlig aus den Briefen hätte verdrängt werden können. In Tonis Briefen war es der Tod des »Russen«, des Feindes, allenfalls noch der eines Kameraden, über den er schreiben konnte: »Die Nachricht von den Kameraden in Stalingrad ist recht traurig« (3.2.43), oder »Trotzdem wurde einer noch schwer verwundet. Ja, man braucht wirklich viel Glück.« (23.4.42) Und am 5. September 1942 über zwei feindliche Flugzeuge: »2 Russen stürzten wie brennende Fackeln in die Tiefe. Es ist immer ein interessantes Schauspiel«.

Bei Renate waren es die Nachrichten über gefallene Freunde, Nachbarn oder Kameraden aus der Gruppe, die den Tod in ihre Briefe brachten. Konfrontiert mit den Kriegserfahrungen von Freunden und Bekannten und der Berichterstattung aus den Medien, wählte sie eine Sprache, die den Anweisungen von Goebbels an die Presse ähnelte. So verwendete sie das Wort Arbeit für den Kampf an der Front (10.12.1942): Dieser Euphemismus verweist auf die Sehnsucht, auch das Kriegsgeschehen in die Vorstellungen von Alltag integrieren zu können. Darüber hinaus war die Gleichsetzung von Arbeit mit dem Kampf an der Front ein gängiger Topos, der lange vor dem 20. Jahrhundert gebräuchlich war. Es wäre in diesem Kontext zu prüfen, ob die Nationalisierung des Stolzes auf die Facharbeit nicht auch für die »Kriegsarbeit« Wirkungskraft entfaltete.

25 Die Unfähigkeit, die eigene und die andere Körperlichkeit sprachlich zu kommunizieren, sagt aber nichts darüber aus, ob und wie Männer wie Frauen sich ihres Körpers, der insbesondere für die Männer von Verheertheit und Tod bedroht war, bewußt waren. Auch wenn eine genauere Dekonstruktion von bestimmten Passagen in den Briefe noch einiges zutage fördern würde, gibt es deutliche Grenzen einer Entschlüsselung.

Gefühle wie Trauer und Angst wurden einerseits umgelenkt in Empörung über die »Russen«, die offenbar entgegen dem nationalsozialistischen Bild dem Herrenvolk durchaus nicht an Kampfkraft und an technischer Ausrüstung unterlegen waren. Andererseits konzentrierten sich Renates Aktivitäten auf den Bau des Nestes für die Zukunft und erstickten alle Gefühle. »Die Russen sind doch zäher als man anfangs glaubte, es ist ja allerhand, daß sie auch Fallschirmjäger einsetzen. Die Verluste machen sich schon stark bemerkbar, in unserer Nachbarschaft gab es schon wieder Gefallene ... dafür arbeite ich für unser Heim.« (18.1.1942)

Schreiben über den Feind

Beide schrieben auch über den Feind: In Renates Briefen finden sich viele Bemerkungen wie die bereits oben zitierte, in denen sie ihre Empörung darüber äußerte, daß »der Russe« hartnäckiger und auch besser ausgerüstet als erwartet Widerstand gegenüber den deutschen Soldaten leistet. Gelegentlich nahm sie Stellung zu Schmutz und Ungeziefer, die ihn belästigten: »Du schreibst mir von solch bösen Sachen, ich kann mir nicht vorstellen, daß du Läuse haben sollst, wenn ich nur wüßte, wie ich Dir helfen kann. Die Leute sagen aber, daß man da nichts machen kann. Die wachsen wohl aus dem Boden, in diesem schrecklichen Land.« (30.4.42) Die russischen Kriegsgefangenen, die sie im Kontext ihrer Arbeit kennenlernte, waren für sie nur eine Erwähnung wert, weil diese einen Tisch für sie anfertigten. Obwohl sie offenbar das Lager kannte, die ausgemergelten Gestalten gesehen haben muß und in ihrer Tätigkeit auf dem Versorgungsamt – sie errechnete und verteilte Bezugsscheine für Essen für die Kriegsgefangenen – wohl auch Einblicke in Entlohnung und Ernährung hatte, gibt es keine Schilderungen, aus denen Anteilnahme sprach. (z.B. 3.6.42)

Der »Feind« blieb abstrakt, auch wenn Renate über Bombardierungen Nürnbergs und die ständigen Alarme berichtete. Je länger der Krieg dauerte, je mehr ähnelten ihre Kommentare amtlichen Verlautbarungen, meist verbunden mit Versicherungen, daß sie tapfer sei und er sich auf sie verlassen könne (z.B. 23.10.42) Auf die Nachricht, daß er für eine Verwundung das Eiserne Kreuz erhalten habe, reagierte sie eher nüchtern und lakonisch. Sie äußerte vor allem den Wunsch, daß das »Soldatenspielen« recht bald ein Ende haben solle. (16.6.43)²⁶

Seine Schilderungen des Feindes hingegen zeigen sehr deutlich, welche Wirkungskraft die rassistische Ideologie des Nationalsozialismus entfaltet hatte. Durch sein Leben in einem russischen Dorf hatte er als Verwalter eines Gutshofes Kontakte zur russischen Bevölkerung, die die deutschen Besatzungstruppen bedienen mußte. In einer seiner ersten Begegnungen schilderte er die Menschen wie folgt:

»In unserem Raum befinden sich noch 8 Russen, Männlein wie Weiblein, darunter 4 Kinder. Du kannst dir vorstellen, was das für eine Luft ist. Besonders schlimm ist es, wenn sie ihr Pferdefleisch zubereiten, das stinkt wie die Pest. Und sobald so ein Racker umfällt, stürzt sich das Volk wie Aasgeier darüber... Ja, wie schön ist unser D e u t s c h l a n d!« (13.4.42) Frauen, die in der Roten Armee kämpften, wurden als weiterer Beleg für das »Untermenschentum« angeführt. »Im Nachbarabschnitt...

26 Bemerkungen über Juden fehlen fast vollständig - einer der Gründe mag hierfür sein, daß die Juden mit Beginn des Krieges im öffentlichen Leben kaum noch »sichtbar« waren und daß das antisemitische Feindbild völlig von dem des »jüdisch - bolschewistischen Russen« überlagert war.

sollen eine Weiber-Brigade von den Russen eingesetzt sein. So weit ist es also schon«. Hier wird deutlich, wie tief die propagandistische Strategie des »Partisanenkriegs« eingesickert war. Wenn Frauen in der Roten Armee kämpften, so stellten sie eine Legitimationsbrücke für die Tötung von Zivilisten dar.

Das Bild vom primitiven Russen, oft mit asiatischen Zügen, wurde nur durch Klischees durchbrochen, häufig in der Kombination des »Russenweibs«, des »junge Russen« und ihrer schwermütigen Lieder. (28.4.43) Diese Stereotypen fanden sich bereits im Ersten Weltkrieg: Hier wie damals waren sie nur die andere Seite der antirussischen Propaganda. Toni war Zeuge des massenhaften Hungertods der russischen Zivilbevölkerung. »Ich glaube, daß im Sommer über viele verhungern werden. Es ist ein furchtbares Elend, überall wo man hinschaut«. (13.4.42). In den Briefen finden sich keine Anhaltspunkte darüber, ob er dieses Sterben mit der Ausplünderung durch die deutschen Besatzungstruppen in Verbindung setzte.

Selbst für die »toten Russen« fand er keine Worte des Mitleids: »Auf dem freien Platz zwischen den beiden Stellungen liegen eine Menge toter Russen vom letzten Großangriff. Vielleicht vergeht ihnen damit die Lust zu neuen Taten«. (23.4.42) Ein weiteres Stereotyp, der Vorwurf der mangelnden Humanität im Umgang mit den Toten, wurde verbunden mit Gestank und Schmutz - und dadurch werden sogar die Toten noch den Tieren gleichgestellt: »Es stinkt wie die Pest von den toten Russen herüber, die dort über unsern Stellungen liegen. Bei uns würde es bestimmt nicht vorkommen, daß die eigenen Kameraden so liegenbleiben.« (6.7.42)

Renate kommentierte diese Bilder vom »Russen« nicht, was als Einverständnis gewertet werden kann. So bildete das rassistisch aufgeladene Russenbild offenbar ein weiteres Verbindungsglied zwischen Front und Heimat, zwischen Männern und ihren Frauen. Renate stellte ein enge Verknüpfung zwischen den Läusen, die ihn plagten, mit dem »schrecklichen Land« her: Der Schritt, alle Russen als verlaust und damit nicht-Menschlich, als Ungeziefer zu imaginieren, erscheint an dieser Stelle sehr klein. Ihre Sorge galt den Läusen – diese zu entfernen war Angelegenheit der Frau. Der Soldat sollte sauber in das Nest zurückkehren. Zum einen sei an dieser Stelle erinnert, welche Rolle »Sauberkeit« der deutschen Soldaten als Differenz zum »Schmutz« der russischen Zivilbevölkerung im rassistischen Diskurs und in den Wahrnehmungsmustern der Soldaten spielt. Zum anderen ist auf die Selbstinszenierung der Soldaten im Topos der »sauberen Wehrmacht« wie der Sauberkeit als Leitpostulat der fünfziger Jahre hinzuweisen.²⁷

27 Zum Topos der Sauberkeit im Rationalisierungsdiskurs der 20 Jahre und darüber hinaus vgl. Adelheid von Saldern, »Statt Kathedralen die Wohnmaschine«. Paradoxien der Rationalisierung im Kontext der Moderne, in: Dies., Politik – Stadt – Kultur. Aufsätze zur Gesellschaftsgeschichte des 20. Jahrhunderts, Hamburg 1999, S.105-120 (Erstveröff. 1991). Es geht in diesem Kontext eher um eine assoziative Verknüpfung als um lineare Kontinuitätsstränge. Dennoch laden derartige Muster zu Aufladungen und Umdeutungen ein und bilden Brücken zwischen Erinnerung und Gedächtnis.

Das Kriegsende und die Neu-Konstituierung der Opfergemeinschaft

Im Januar 1945 wurde Toni verwundet, er schrieb ihr aber nichts Genaueres. Offenbar wirkte auch jetzt noch das Verdikt des Schweigens über eigenes Leiden und die damit einhergehende Tabuisierung von körperlicher Versehrtheit. Sie bat ihn, ihr doch zu sagen, was ihm fehle. »...daß es nicht leicht ist, ich habe es aus einzelnen Worten gemerkt.« Sie beruhigte ihn, daß es ihr – sie war wieder schwanger – gut gehe und schloß mit der »Verdrängungsformel«²⁸ »Bleibe zuversichtlich und froh, es wird schon gut« (1.2.45) Zwei Monate später – sie wußte zu diesem Zeitpunkt, daß sein Bein amputiert worden war, war ihr größter Wunsch der nach Ruhe: »Es ist so traurig, daß man zusehen muß wie eine deutsche Stadt um die andere in Feindeshand fällt.« (1.4.45) Sie verließ ihre Wohnung, die bombengeschädigt war und schrieb vier Monate lang nicht mehr, nämlich bis August, obwohl ihr seine Lazarettadresse bekannt war. D.h. das Kriegsende, die Geburt des zweiten Sohnes Siegmund und die Verwundung ihres Mannes ließen sie verstummen. Als Grund für ihr Nicht-Schreiben gab sie an, daß die Zeit so schrecklich war: sie hätte keine frohen Briefe mehr schreiben können. Aber auch jetzt sei es schwer. »...ich komme selten zum Denken und das ist gut. Es kommt nichts Gutes dabei heraus.« Das Ende des Krieges bringt nicht die erhoffte Kompensation für die Leiden: sie schien zu erstarren. Aber der Mechanismus der Sorge für die Kinder und für ihn half: »... es ist sehr traurig gekommen, aber wir sind bei den Reichen, weil wir noch ein Heim haben und überhaupt noch am Leben sind. Ein Glück auch, daß wir keine Pg sind.« (12.8.45) Sie bat ihn zu kommen, da sie ihn brauche. Nach der Zerstörung der Volksfamilie blieb die Opfergemeinschaft als Realität und die Familie als Entwurf. »In diesem Krieg mußten alle Menschen Opfer bringen, manche früher und manche spät und ich bin mit unserem Los zufrieden.« Die nationalsozialistische Opfergemeinschaft ging nahtlos in die Nachkriegsgesellschaft über: Für ein Nachdenken über Verantwortung der Deutschen für die Kriegsverbrechen oder gar über individuelle Verantwortung blieb in den Umbruchzeiten offenbar kein Raum. Die Außenwelt schien nicht mehr existent – ein Kontakt nach draußen war Anlaß zu Ärger: »Frauen und Mädchen sind toll geworden« Sie kritisierte so das Verhalten von Frauen gegenüber den GI's und blieb damit im nationalistischen Diskurs. Im September besuchte Renate ihn im Lazarett und wieder schlüpfte sie in die Rolle des Peter: »Ich bin nicht zufrieden mit mir, weil ich weine, ich habe dir zuviel erzählt, ich hätte dir mehr Ruhe gönnen sollen...Ich wünsche dir alles alles Gute und eine baldige Besserung für deinen Wehweh.« (14.9.45)

Die Verdrängungsformeln wurden fast zwanghaft wiederholt. Die »Kameradin« machte ihn zum Kind, das ein »Wehweh« hat und getröstet werden muß. Es scheint fast, als wolle sie die Realität – die Amputation des Beines – nicht wahrhaben, und zwar, obwohl sie sich bereits um eine Prothese gekümmert hatte. Sie amputierte seine Männlichkeit, in dem sie ihn zum Kind machte. Der Briefwechsel endet damit: »es ist ja alles anders gekommen und so war auch das Wiedersehen mit Kriegsende anders als wir uns dachten.« Es war nicht der Sieger, der heimkehrte, sondern der verwundete Soldat kehrte heim in ein besetztes Land.

28 Knoch, Kriegsalltag, S. 227.

Geschlecht, Generation und Kriegserfahrung: Briefe an Reinhard

56 Während die Eheleute Toni und Renate zu der Generation, die nach dem Ersten Weltkrieg geboren, ihre Sozialisation in der Weimarer Republik oder im Nationalsozialismus erfahren hatten und die als junge Soldaten meist gläubig für Führer, Volk und Vaterland in den Krieg zogen, oder als junge Ehefrauen ebenso gläubig in der Heimat auf den Sieg warteten, entstammen die Briefeschreiber des zweiten Konvoluts der sogenannten Flakhelfergeneration.²⁹ Der Empfänger war ein junger Mann, Reinhard, geboren 1926. Reinhard stammte aus einer sozialdemokratischen Familie in Bremen. Sein Vater war 1941 gefallen. Reinhard wollte Lehrer werden, kam zum Arbeitsdienst, wurde 1943 zum Wehrdienst eingezogen, wo er zum Funker ausgebildet wurde. Im Herbst 1944 kam er an die Ostfront, gerade achtzehnjährig. Er geriet nach Ungarn und wurde nach wenigen Wochen vermißt gemeldet. Er kehrte nicht nach Bremen zurück.

Reinhard schrieb sich regelmäßig mit sechs jungen Frauen, deren Briefe teilweise erhalten sind. Von Reinhard selber existieren nur wenige Briefe, so der letzte Brief vom Balkan an seine Mutter.

Die Briefe der jungen Frauen bzw. Mädchen, die jüngste, Ina, war 16 Jahre alt, zeigen, wie flexibel die Konstruktion des Geschlechterverhältnisses im Krieg war: Obgleich offiziell solche Briefkontakte oder Kontakte innerhalb des Wunschkonzertes im Gewand der Ehevermittlung nach außen eingekleidet wurden, ließen sie in der Realität gerade für junge unverheiratete Frauen eine Sexualisierung zu.³⁰ So wurden generell junge Mädchen und Frauen im BdM und in den Schulen angehalten, Soldaten an der Front zu schreiben. Dabei stießen die Wünsche der jungen Mädchen und die der Soldaten auf Urlaub auch immer wieder an die Grenzen des im Sinne des Regimes Tolerablen, wie die Klagen über die Vergnügungssucht und Leichtfertigkeit zeigen.³¹

Die jungen Frauen, die an Reinhard schrieben, waren offenbar alle berufstätig. Ina, die jüngste, machte eine Bürolehre, sie wohnte noch zu Hause. Irmgard hatte er im benachbarten Lehrerinnenseminar kennengelernt, sie arbeitete in Linnich am Niederrhein. Hannelore lebte in Königsberg und war Schwesternschülerin. Auch sie stammte aus Bremen. Von den beiden anderen, Lieselotte und Eva, sind nur einzelne Briefe erhalten.

Die Briefe sind Liebesbriefe – ähnlich wie die Briefe von Toni und Renate Kompensation für eine nicht-lebbare Beziehung waren, probierten die Frauen in diesen Briefen das Verliebtsein – und Reinhard spielte dieses Spiel vorzüglich. Alle Frauen wußten voneinander – Reinhard genoß es, begehrt zu sein.

Aber auch die jungen Frauen spielten ein Spiel - keine von ihnen drängte auf eine

29 Vgl. u. a. Gabriele Rosenthal (Hg.), »Als der Krieg kam, hatte ich mit Hitler nichts mehr zu tun«. Zur Gegenwärtigkeit des »Dritten Reiches« in Biographien, Opladen 1990; Dies., Zur Konstitution von Generationen in familien-biographischen Prozessen. Krieg, Nationalsozialismus und Genozid in familien-biographischen Prozessen, in: Österreichische Zeitschrift für Geschichte 5 (1994), S. 489-495.

30 So existierte z. B. in allen Gauen eine Briefzentrale des Reichsbundes Deutsche Familie, die den Soldaten Briefbekanntschaften mit Mädchen und Frauen vermittelten. Der Reichsbund versprach die Prüfung der jeweiligen Lebenskreise und bot die »Gewähr der Gesundheit«. Die Briefzentralen unterstanden dem Rassenpolitischen Amt der NSDAP.

31 Vgl. z. B. Kundrus, Kriegerfrauen, S. 375.

Bindung, nicht einmal die sehr junge Ina, deren Briefe zusätzlich eine wichtige Quelle für das Leben in einer Stadt im Krieg darstellen. Sie schrieben von ihren »vielen Verehrern«, von Enttäuschungen mit Männern und dem Spiel des Flirts. (z.B. Hannelore 6.10.43)

Auffällig ist in allen diesen Briefen, wie wenig von den Schrecken des Krieges die Rede ist. Ina erwähnte häufig die Bombenalarme, Hannelore in Königsberg beschrieb die Lazarettzüge, die von der Ostfront kamen. (4.2.44) Der Anblick der Soldaten, oft ohne Beine und Arme, bestärkte in ihr den Wunsch, Krankenschwester zu werden. Die Schilderung des Entsetzens ist aber sehr kurz, der Brief endet mit der Frage »ob Du mich dann auch wohl noch lieb hast?« (nämlich als Krankenschwester). Der Krieg, so spricht es aus den Briefen, stellte ihnen eher lästige Beschwerneis des Alltags dar, vor allem wegen der Verdunklungen und wegen der Bombenangriffe. Die Frauen thematisierten selten ihre Angst. Ina begrüßte ganz offen die Invasion der Alliierten – in der Hoffnung, daß der Krieg zu Ende gehe. (15.6.44)

57

Für die jungen Frauen scheint der Krieg – Reinhard befand sich noch im Reich, bzw. im besetzten Amsterdam, wo er zum Funker ausgebildet wurde – ein Abenteuer: für Ina war das Wehrmachtsheim »gemütlich«, sie stellte sich Reinhard mit Stahlhelm vor und fand ihn »niedlich«. Eva beneidete ihn, daß er als Soldat die Welt sehen werde (6.6.43). Für alle hat die Uniform etwas Faszinierendes – Eva schrieb, daß sie ihn »zu gerne in Uniform sehen möchte«, er müsse doch schneidig aussehen. (5.6.43) In den Briefen fehlen in der Regel nationalistische Konnotationen. Versatzstücke von Kriegspropaganda tauchen allenfalls in Form von Schlagertexten oder Verknüpfungen mit Filmen etc auf. In den Briefen spielten Schlager, Radiosendungen etc. eine große Rolle: So schrieb Hannelore zum Beispiel: »Im Radio verklingt gerade die Melodie 'Mädel ich komm' bald wieder... und ist der Feind geschlagen, dann bleib' ich immer bei Dir!' Sicher kennst Du das Lied auch aus dem Film 'U-Boote westwärts' An wen denke ich wohl jetzt?«

Verinnerlicht wurden allenfalls Verhaltenskodexe wie »eine deutsche Frau kehrt nicht mit dem Feind«. So schilderte Hannelore, daß sie einen französischen Offizier anziehend gefunden habe, aber das ihr Ehrgefühl einen Kontakt verbiete. (21.1.44) Die völkisch-rassistische Ideologie scheint zur Etikette geronnen.

Die jungen Frauen verhielten sich durchaus unbotmäßig. Ina etwa ging in Filme, die für sechzehnjährige noch nicht zugelassen waren, sie rauchten (Hannelore), obwohl wie Reinhard schrieb, eine »deutsche Frau nicht raucht«, worauf sie sich auch gleich entschuldigte und für die Ermahnung dankte. (4.2.44) Irmgard mokierte sich über die Marine HJ als Tangojünglinge, sie schrieb, daß sie sich mit anderen Soldaten küsse.

Von Reinhard sind neben wenigen Briefen an seinen Onkel einige an seine Mutter erhalten. Sie beginnen nach seiner Einziehung zur Wehrmacht im Frühjahr 1944 aus Holland. Am 17. Januar 1945 schrieb er den ersten Brief von der Front, aus Ungarn. Er war als Artilleriefunker eingesetzt. Er versuchte seine Mutter zu beruhigen, es gehe ihm gut, es gäbe viel Wein, die Bevölkerung empfangt die deutschen Soldaten mit Blumen, Kuchen und Zigaretten. »Dann hat die Bevölkerung erzählt, was der Russe alles so angestiftet hat, es ist einfach furchtbar. Ich möchte nicht erleben, das der Russe nach Deutschland kommt.« (17./20.1.45) In seinem letzten Brief vom 25. Februar - er flüchtete sich immer mehr in Verdrängungsformeln und hoffte auf baldigen Ur-

laub – brach es aus ihm heraus: »Der Krieg ist hart, aber es muß sein. Denn was Du Frauen hier in Ungarn schon alleine mitgemacht haben, wie mag es denn erst in Deutschland hergehen. Der Iwan ist eine Bestie.«

In dem Verschreiben »Du Frauen« verbirgt sich offensichtlich, daß er seine Mutter meint schützen zu müssen vor dem »Iwan« – eine ähnliche Sinnstiftung des Krieges wie bei Toni und Renate. Reinhard war achtzehn Jahre alt, als er offenbar kurz vor Kriegsende starb.

Auffällig ist bei den Briefen der jungen Frauen an Reinhard, daß die Angehörigen der sogenannten Flakhelfer-Generation, die in der Nachkriegsgesellschaft zur Wiederaufbaugeneration wurde, weniger von der NS-Ideologie infiltriert waren als gemeinhin angenommen.³² Sie wurden wie Reinhard in den Krieg eingezogen, als dieser bereits verloren war. Viele von ihnen hatten sich offenbar innerlich bereits vom Nationalsozialismus abgewandt oder taten es bei Kriegsende. Die Abwesenheit der Väter, ihre eigene durch den Krieg bedingte Selbständigkeit durch Evakuierungen, Ausbildung etc. dürften Ablösungsprozesse vom Elternhaus bewirkt haben, die von Absetzbewegungen vom Regime begleitet waren. Sie suchten Zuflucht in der Unterhaltung, die über die Medien vermittelt wurde, Film, Radio, Schlager bis hin zur Hotmusik, wie Ina schreibt. Diese Generation war von den Ikonen der Moderne – den Stars der Filme ebenso wie von der Swing-Musik – fasziniert. Die jungen Soldaten und die Flakhelfer waren gleichzeitig von den Waffen und der damit verbundenen Technik begeistert – so schrieb Reinhard mit großem Stolz, daß er Funker sei. Aneignung von Technik wurde eine Form der Weltbewältigung. Sie erlebten die fünfziger Jahre als Aufbruch in die Moderne, auf den sie in ihrer Jugend im Nationalsozialismus bestens vorbereitet waren.

Im Briefwechsel von Toni und Renate ist es die Jugendgeneration der Weimarer Republik, die in ihrer Mehrheit höchst anfällig für die nationalsozialistische Ideologie war. Die Männer, die wie Toni bereits zum Reichsarbeitsdienst und zur Wehrmacht eingezogen waren, führten ein kaserniertes Leben in Uniform. Sie zogen gläubig in den Krieg, wobei die Kameradschaft und die Disziplin ihnen »Normalität« und Familie ersetzte. Für die Frauen bot das Kameradschaftsmodell, bei Renate durch den männlichen Spitznamen konkretisiert, ein Bündel an Angeboten mit durchaus emanzipatorischen Dimensionen. Die tatsächlich erfahrene Emanzipation durch den Alltag im Krieg wurde jedoch innerhalb der Beziehung als »provisorisch« und »vergänglich« umgedeutet. Die Narrationen über Krieg bleiben in ihren Briefen merkwürdig abstrakt. Die verweigerte Konkretion sowie die Akzeptanz des Schicksals ermöglichten eine Art Panzerung vor Gefühlen und Zweifeln. Die ideologische rassistische Begründung des Krieges sickerte nicht zuletzt über die medialen Angebote in die Briefeschreiber ein, die Verfasser bezogen sich darauf und holten sich somit immer wieder die Vergewisserung für ihr Leben in der Heimat und an der Front. Ängste, die Erfahrung von Tod, mit denen Toni an der Front direkt konfrontiert war, Re-

32 Die Bedeutung der Generationenfolge für die Konstituierung des kollektiven Gedächtnisses ist m. E. bisher zu wenig berücksichtigt worden. Vgl. u. a. Rosenthal, a.a.O.; Heinz Bude, *Deutsche Karrieren. Lebenskonstruktionen sozialer Aufsteiger aus der Flakhelfer-Generation*, Frankfurt /M. 1987; Christian Schneider/Cordelia Stillke/Bernd Leindeweber, *Das Erbe der NAPOLA. Versuch einer Generationengeschichte des Nationalsozialismus*, Hamburg 1996.

nates Berichte über Informationen über gefallene Nachbarn und Freunde, wurden weitgehend abgespalten. Diese Panzerung brach offenbar in den Monaten der Niederlage, in der beide mit seiner Verwundung und der Amputation des Beines konfrontiert wurden, nicht auf. Beide verharrten in der selbstauferlegten Sprachlosigkeit noch dann, als die Schrecken des Krieges in ihr Leben mit aller Macht eindringen. Als Ausweg bot sich offenbar eine neuerliche Flucht in die Familie, die nunmehr als individuelle Opfergemeinschaft konstruiert wurde. Die Schweigegemeinschaft zwischen den Geschlechtern war kein Produkt der Nachkriegsgesellschaft, sondern hatte ihre Wurzeln in der Kommunikation über Gewalt, Tod und Verbrechen im Krieg. Im öffentlichen Diskurs überlagerte das Konstrukt der Opfergemeinschaft das Wissen über den völkisch-rassistischen Kontext des Krieges, zumal das Feindbild – »der Russe«- im Kalten Krieg eine neuerliche Bestätigung erhielt.